

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 28

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

Es wurde jetzt in beiden Schächten gearbeitet und der Boden in jedem während der Nacht aufgetaut. Schmidt und Escher standen an den Winden, während Norton und Cox in den Schächten tätig waren. Es war bitter kalt oben auf dem Gerüst zu stehen und die Winde zu drehen. Der eifige Luftzug, der fast unmerklich über das Nachbett strich, schien ihnen das Mark in den Knochen zu gefrieren.

Lange bevor es noch hell wurde, bemannten sie ihre Posten und ließen die beiden anderen in die Schächte hinab. Es war wärmer da unten, aber die Arbeit auch schwerer und gefährlicher.

Sonnenschein gab es nicht. Nicht einmal am Mittag, denn auch dann sickerte nur ein blaßes, graues Licht durch die Atmosphäre. Eine totenähnliche Stille lag über dem Tal, nirgends das Zittern eines Zweiges oder Halmes. Die Schneedecke war glatt wie ein Leinentuch, ausgenommen, wo die steifgefrorenen Tannen ihre Wipfel durchstreckten.

Die Mahlzeiten wurden stets in größter Hast zubereitet und ebenso verzehrt. Jeder Augenblick, der sie von der Arbeit abhielt, wurde bedauert. Am Abend waren sie oft viel zu erschöpft, um sich auszuleiden und sanken fast gegen ihren Willen in einen Schlummer, aus dem sie erst am andern Morgen von dem einen oder anderen mit Gewalt herausgerissen werden mußten. Sie begannen sich selbst zu vernachlässigen und auf Reinlichkeit nicht mehr zu achten. Wenn sie sprachen, war es immer nur über die Ergebnisse der ausgewaschenen Goldsandproben.

Sicher mußte der große Fund bald kommen. Jeder Tag brachte sie ihm näher.

Und immer größer, fürchterlicher wurde die Kälte. Das Petroleum lief did wie Honig aus der Kanne, im Kessel gefror das Eis zu einem Klumpen. Alles mußte dauernd aufgetaut werden. Es war ermüdend, rieb ihre Nerven wund, machte sie wütend, diese Zeitverschwendung, wo es ihnen auf jeden Augenblick ankam.

Dann, eines Nachmittags, änderte sich das plötzlich alles. Escher stand wieder an der Winde und Cox arbeitete unten im Schacht. Ein Signal von ihm veranlaßte Escher, die Winde in Tätigkeit zu setzen und ihn hinaufzuholen. Er brachte eine Pfanne voll Goldsand mit sich.

„Ruf die anderen!“ sagte er atemlos vor Erregung.

Nach zwei Minuten standen alle in der Hütte um ihn herum, ihn beobachtend, wie er mit Schneewasser, das auf dem Ofen immer bereitgehalten wurde, den Goldsand auswusch. Mit einer Spannung, die sich in jedem Nerv fühlbar machte, verfolgten sie die Bewegungen seiner geübten Finger, als diese den Sand aufwühlten und vorsichtig mit dem schlammigen Wasser in einen Eimer rinnen ließen. Sie wußten, daß sich ihnen im Augenblick etwas Großes, vielleicht das lang Erwartete offenbaren würde. Es währte auch nicht lange, dann konnten sie einen gelben Schimmer auf dem Boden des schmutzigen Wassers erkennen.

Alle zitterten vor Erregung, keiner aber wagte, ihn auch nur mit einem einzigen ungeduldigen Worte anzutreiben. Es hätte auch wohl kaum etwas genützt, denn Cox war einer von denen, die sich auch in Augenblicken der höchsten Erregung nicht in ihrer methodischen Arbeit beirren lassen. Geduldig wühlte er weiter in der Pfanne und ließ das Wasser und den Sand über den Rand ablaufen.

Und da war es endlich.

Glitzerndes, glänzendes Gold. Feines Gold, grobes Gold, Nuggets!

„Jetzt, boys, können wir unsern Kriegsgefangenen anstimmen“, sagte er, tief aufatmend und mit heiserer Stimme,

„denn wo das herkommt, liegt noch mehr. Haufen und Haufen.“

Es erfolgte aber kein Ton, die Stimme saß in jeder Kehle fest.

„Die Wage!“ brachte Cox nur hervor.

Sie stand gebrauchsbereit auf einem Wandbrett, denn man hatte sie schon bei früheren Proben benützt. Escher holte sie herzu.

Achtzig Dollars die Pfanne!

Jetzt kam endlich wieder Leben in alle. Escher hatte keine Ruhe, bis er selbst in den Tunnel hinabgestiegen war. Hier sah er, daß es Wahrheit war, was er noch bis zu diesem Augenblick bezweifelt hatte. An den Wänden glitzerte das Gold wie Frostperlen, und je länger er hinsah, um so reicher schienen sie ihm damit durchsetzt. Er löste einen Nugget, so groß wie zwei Erbsen heraus. Es waren noch andere, ebenso große vorhanden.

Wie bedeutend mochte der Fund sein?

Cox löste diese Frage.

„Es ist klar, daß das Deposit von der Stelle, wo ich es zuerst entdeckt, bis zu der, wo wir es jetzt gefunden haben, sich erstreckt, und schon das allein gibt jedem von uns genug. Ich würde meinen Anteil nicht verkaufen, und wenn mir jemand die ganze Distanz zwischen den beiden Punkten in einer Breite von sechs Fuß mit Zwanzigdollarstücken belegen wollte.“

In zwei Tagen hatte sich die Nachricht von dem reichen Funde durch das ganze Tal bis nach The Forks und wohl schon bis nach Dawson verbreitet, denn der Manager, der die Arbeiten auf diesem Claim früher geleitet, kam in aller Eile zu ihnen heraus.

„Well, boys, ihr habt es gefunden, wie ich höre?“

„So reich, daß wir das Gold wohl noch werden mit Sand mischen müssen, um es ‚schleusen‘ zu können“, erklärte ihm Schmidt.

„Was Sie nicht sagen? Well, ich werde einen Mann hersenden, der nach unseren Interessen sieht.“

„All right. Verdammte gute Sache für Sie.“

„Ich weiß nicht. Wäre besser gewesen, wenn wir den Claim selbst bearbeitet hätten. Hello! Wie zum Teufel —“

Er war eben des Halbbluts ansichtig geworden, der früher unter ihr gearbeitet hatte und der ihm mit einem breiten Grinsen in das Gesicht blickte.

„Yes, Sir“, sagte er zu dem Manager, „Sie können es dem Boj in Dawson sagen. Hier sind drei Leute, die man um ihre Claims betrogen hat. Diese Claims hat die Consolidated an sich gebracht. Jetzt holen wir uns die Bezahlung dafür. Und wenn das etwas mehr ist, als ihr vielleicht gerechnet habt, so liegt das eben daran, daß gestohlene Claims nicht immer billig sind.“

20.

Das Vigilanzkomitee „arbeitet“.

Weihnachten war herangekommen.

Alle die Wochen hatten die vier Männer auf ihrem Claim wie in einer Gruft gelebt, abgeschieden vom Leben, in einer fremdartigen, traumhaften Gefühlswelt, die ohne Abwechslung nur von dem einen Gedanken beherrscht wurde: Arbeit, Arbeit und immer wieder Arbeit.

Aus diesem Stumpfsein, dem aber doch alles Niederdrückende fehlte, da die immer mehr anwachsenden Erdhaufen um die Schächte herum ihnen die Zukunft in strahlendem Lichte zeigten, riß sie eines Tages Norton mit der Bemerkung heraus:

„Wißt ihr, boys, daß wir in einigen Tagen Weihnachten haben? Scheint, ihr habt's vergessen. Was meint ihr, sollen wir so weiter arbeiten bis zum Frühjahr, oder sollen wir uns wieder mal ein paar Tage als Menschen fühlen? Macht was ihr wollt, ich weiß nur das eine, daß ihr mich zu Weihnachten nicht hier sehen werdet. Wenn ihr nicht auch aufhören wollt, dann stelle ich euch für die Tage einen Ersatzmann für mich.“

Alle fühlten das Bedürfnis einer Ausspannung und es wurde daher beschlossen, die Arbeit zu Weihnachten für drei Tage stillzulegen. Escher, Norton und Schmidt wollten das Fest in Dawson feiern, Cox aber, der nur oberflächliche Bekanntschaften dort besaß, erklärte sich bereit, zur Bewachung des Kamps zurückzubleiben und seine Weihnachten mit einigen Nachbarn zu feiern. Dafür wollte er aber am folgenden Morgen nach Dawson fahren, denn auch er fühlte das Bedürfnis nach ein paar Tagen Ausspannung, und es waren auch verschiedene Einkäufe zu besorgen.

Geld für diese wie auch für persönliche Ausgaben der Partner war aus den täglich vorgenommenen Probewassungen reichlich vorhanden. Nicht, daß sich jede Pfanne als so reich erwiesen hätte, wie die vom ersten Nest, das sie bloßgelegt hatten. Im Gegenteil, das Lager in seiner Gesamtausdehnung zeigte sich von einer ganz merkwürdig verschiedenartigen Schichtung: einen Tag reich über ihre kühnsten Träume hinaus, den anderen so arm, daß es die Arbeit nicht bezahlte und sie dann immer fürchten ließ, es sei bereits erschöpft. Auch in dem zweiten Schacht hatten sie Gold gefunden, aber Hoffnung und Niedergeschlagenheit schwangen bei ihnen hin und her wie der Pendel einer Uhr, denn ein Refultat, das andere bereits als einen großen Erfolg angesehen hätten und das ihnen auf jeden Fall sicher war, genügte ihnen schon nicht mehr.

Norton hatte sich schon längst brieflich mit der kleinen May darüber verständigt, daß sie Weihnachten miteinander verbringen wollten. Sie trat nicht länger im Pavillon-Theater auf. Ihre Ersparnisse ermöglichten es ihr, einige Monate ohne Verdienst zu leben. Außerdem hatte Norton ihr auch kategorisch erklärt, daß sein Anteil an dem Claim ihr gehöre, denn es sei die Bezahlung für den ihrigen, um den die Consolidated sie betrogen habe. Die praktische Bedeutung dieser Erklärung war freilich nicht sehr überwältigend, denn im Frühjahr kurz vor ihrer Heimreise würde ein Tag kommen, von dem ab ihre Ausgaben aus der gemeinsamen Kasse erfolgten.

Schmidt äußerte seine Absicht, Weihnachten mit Helen Sanders und vielleicht zusammen mit Norton und May Sinclair zu verbringen. Escher wollte Eileen einen Besuch machen, hatte darüber hinaus aber noch keine bestimmten Pläne.

Es war drei Tage vor dem Fest, als Cox aus Dawson zurückkehrte. Er brachte viele Neuigkeiten, Briefe und Zeitungen mit.

Unter den für Escher bestimmten befand sich auch ein Kabel. Es kam aus San Francisco und enthielt die folgenden Worte:

„Habe Ihre Berichte gelesen und Interviews mit Reportern gehabt. Sagte ihnen, daß Ihre Enthüllungen noch weit hinter Wahrheit zurückbleiben. Großes Aufsehen hier und in Kanada. Regierung dort jetzt gezwungen, durchzugreifen. Gratuliere zu Berühmtheit.“

Davy Evans.“

Nach diesem Kabel befremdete es Escher nicht mehr, als er einen anderen Umschlag öffnete und darin eine Einladung von Mr. King fand, den Weihnachtsabend bei ihm zu verbringen. Falls ihn seine Freunde begleiten wollten, würden auch diese willkommen sein.

Zweifellos hatte auch Mr. King Nachrichten von Davy Evans erhalten, aus denen er eine Mißbilligung seiner Geg-

nerschaft gegen Escher herausgelesen haben mochte. Daher die veränderte Stellungnahme gegen ihn. Denn sein Verhältnis zu Eileen hätte die Annäherung, die Escher in dieser Einladung erblicken mußte, kaum bewirkt.

Auch von Eileen hatte er einen Brief, der die Einladung bestätigte und den Wunsch ausdrückte, daß er sie annehmen möge. Von ihrer Mutter schrieb sie, daß es gelungen sei, diese, während Stokes sich am Tage nach dem Empfang beim Kommissar noch in Dawson aufgehalten und einen Trinksalon nach dem andern aufgesucht habe, von The Forks nach dem Hospital in Dawson zu verbringen. Versuche, sie dort zu sehen, die er einige Male unternommen, seien von handfestem Personal abgewiesen worden. Das hätte auch geschehen müssen, wenn die Verhältnisse anders lägen, als sie sich gestaltet hätten, denn die Kranke fürchte sich vor ihm und hegte eine solche Abneigung gegen ihn, daß sie seinen Anblick nicht ertragen könne.

Ihr Zustand selbst sei nach Aussage des Arztes hoffnungslos. Sie sei eines der zahllosen Opfer dieses nordischen Klimas, habe ihre Lungenspitzen erfroren und, nachdem während des Sommers ihr Zustand etwas besser gewesen sei, habe jetzt Gangrän eingeseht.

Während er mit dem Durchlesen seiner Briefe beschäftigt war und über ihren Inhalt nachdachte, hatte er auf die andern nicht geachtet. Als er jetzt aufblickte, war er verwundert, Schmidt zusammengesunken auf seiner Lagerstätte sitzen zu sehen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen vergraben. Manchmal lief auch ein Zucken und ein Zittern durch seinen vorgebeugten Oberkörper.

Escher erinnerte sich jetzt, unter den drei Briefen, die Cox Schmidt überreicht hatte, einen solchen mit deutscher Marke gesehen zu haben, der ihn, wie die vielen Anschriften verrieten, nach verschiedenen Orten nachgesandt worden war. Es schien ihm auch, als ob Schmidt beim Anblick dieses Briefes heftig erschrocken gewesen sei, und daß seine Hand zitterte, als sie danach griff. Aber er war viel zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, um sich darüber irgendwelche Gedanken zu machen.

Jetzt starrte er auf den Mann, der seiner selbst immer so sicher gewesen war; der ihm noch vor kurzem erklärt hatte, daß das Leben es eigentlich gar nicht wert sei, ernst genommen zu werden. Wenn man aber gezwungen sei, das zu tun, so gäbe es nur einen Weg dazu, es nämlich an den Hörnern zu packen wie einen Stier und sich auf seinen Rücken zu schwingen. Sonst werde man von ihm unter die Füße getreten. Und jetzt saß er hier, jeden Halt verloren, zusammengebrochen unter irgendeinem der wuchtigen Schläge dieses Lebens.

„Haben Sie schlimme Nachrichten erhalten, Schmidt?“ fragte er auf deutsch, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie miteinander sprachen.

Eine Weile antwortete Schmidt nicht. Dann, mit einer stockenden Stimme, der man anmerkte, welche Mühe er sich geben mußte, ihr einige Festigkeit zu geben, sagte er:

„Ja, meine Mutter ist gestorben.“

Und nach einer weiteren Pause fügte er hinzu:

„Gestorben mit einem Segenswunsch für den verlorenen Sohn. — Und warum verloren? Sie war wohl die einzige, die daran glaubte, daß ich nicht an mir selber zugrunde gegangen bin, sondern nur, weil mir das Leben zu leicht gemacht wurde. Sie hat es nicht mehr erfahren, daß der verlorene Sohn in diesem Lande doch noch zu einem halbwegs brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft geworden ist und hinter keinem zurücksteht, der dem Leben Zug um Zug zurückgibt, was er ihm nimmt.“

Und noch an dem gleichen Abend erfuhr Escher aus der Vergangenheit Schmidts Dinge, die er freilich zum größten Teil schon aus hin und wieder gefallenem Neufierungen, wenn auch nicht in ihrem ganzen Zusammenhang erraten hatte.

Schmidt war nicht sein richtiger Name. Er war der Sohn einer reichen Gutsbesitzerfamilie aus der Oberlausitz. Ob er später einmal den Herrschaftsitz in eigene Bewirtschaftung übernehmen würde, blieb eine offene Frage. Zunächst fehlte ihm alle Lust dazu und er hatte ja ohnehin in Vorbereitung dazu und zur Festlegung seiner gesellschaftlichen Geltung, da die Familie bürgerlich war, die Offizierskarriere in der Armee oder Marine einzuschlagen.

Der Gedanke, als Offizier vielleicht in einer kleinen Garnison zu leben, hatte keinen Reiz für ihn. Er brauchte Raum und trat deshalb in die Marine ein. Ungefähr zu der Zeit, als er Leutnant geworden war, starb zum Unglück für ihn eine Tante, die mit der ganzen Zärtlichkeit einer alten Jungfer an ihm gehangen hatte. Sie hinterließ ihm ein Barvermögen von achthunderttausend Mark. Das öffnete nun das Leben vor ihm in der Form der allergrößten Tollheiten, denn er konnte über das Geld frei verfügen und tat das trotz der immer wiederholten Vorstellungen seines Vaters in der Weise eines Mannes, der allen anderten, auch in den unsinnigsten Dingen stets „über“ sein möchte. Den Weg dazu ebnete ihm noch mehr eine verhängnisvolle Charakterchwäche. Er war dem Einfluß seiner Freunde allzu leicht zugänglich. Jeder Aufreizung, jedem oft gar nicht einmal im Ernst gemachten Vorschlag zu irgendetwas verwegenen Streich, folgte er mit der Begeisterung unternehmungslustiger Jugend, die nicht nach dem Sinne ihrer Handlungen fragt. (Fortsetzung folgt.)



Radio in der Handtasche.

Die letzte Errungenschaft wurde in London herausgebracht: Die Handtasche mit Radio, mit dem man im Umkreis von 80 km die Sendungen hören kann.

Welt-Wochenschau.

Einigung auf Kosten Abessiniens?

In einer doppelten Resolution hat die Völkerbundsversammlung beschlossen, sich im Herbst zu einer neuen Sitzung zu finden und bei dieser Gelegenheit Reformen des Paktes zu beraten, ferner den Mächten mitzuteilen, sie sollten den Sanktionen ein Ende setzen.

Wäre die Sachlage nicht so traurig, dürfte man von geschickter Regie sprechen: Der Entschluß, die nächste Sitzung zu einer „Verbesserung“ des als wertlos erwiesenen Bundes zu benutzen, mildert die Blamage der Sanktioneneinstellung. Man könnte eine Satire verfassen: Die Polizei gibt in einer Resolution bekannt, daß sie eine Versammlung abhalten werde zwecks Beratung über bessere Bewaffnung, ferner läßt sie ein verehrliches Publikum wissen, daß die Belagerung des Delinquenten Soundso aufgehoben wird, eben wegen mangelhafter Bewaffnung. Aber diese Resolution verschweigt das Wichtigste: Die Gefahr nämlich, daß die Herren Polizisten einander nicht über den Weg getraut, daß keiner sicher war, ob der Kamerad nicht mit dem belagerten Räuber gemeinsame Sache machen würde.

Und noch etwas verschweigt die Polizeiresolution: Die Gendarmen haben beschlossen, sich mit dem belagerten Räuber zu verständigen, denn es hat sich ein noch größerer Räuber gezeigt, der imstande wäre, beide aufzufressen. Mit andern Worten: Als Hitler ins Rheinland einmarschierte, war das Schicksal Abessiniens in die Hand Badoglio gegeben und Mussolini in Gnaden aufgenommen bei den Herren in London und Paris. Man weiß nur eins nicht: Ob

Mussolini sich damit begnügen, oder ob er die „Schuldlüge“ des Völkerbundes gegenüber Italien ebenso zum Handelsartikel machen wird wie es die Deutschen tun. „Widerruft die Schuldlüge... vorher gibt es keinen Frieden... geht uns Kolonien, sonst gibt's Krieg!“ Mussolini hat die Kolonie; den Schuldpreis hat er noch nicht. Hitler hat noch keins von beiden. Sollen die zwei sich finden? Oder sind die Engländer am Ende schon mit Mussolini handelseinig geworden und ersparen ihm alle expresserischen Manöver durch Zusicherung absoluten Gewährenlassens im neuen Kaiserreich? Und hat sich der Duce in seiner Gescheitheit bewegen lassen, stillschweigend über die moralische Verurteilung, die noch auf Italien sitzt, hinwegzugehen?

Man wird in kürzester Frist sehen, wie weit London und Paris mit Rom unter der Hand einig geworden. Noch in diesem Monat soll eine Konferenz der „vier Locomächte“ tagen, die fünfte, das Dritte Reich, wird erst zu einer zweiten Versammlung zugezogen. Nehmen die Italiener an dieser Versammlung teil, und spielen sie dabei ein aktives Spiel, sabotieren sie die Franzosen und Belgier nicht, so weiß man, daß der abessinische Streitfall „aus der Welt geschafft“ ist, wenigstens für das nächste Vierteljahrhundert, und erst wieder aufgerollt werden wird, wenn ganz Afrika revoltiert. Daß um den Preis dieses Opfers die „Macht gegen den Rhein“ aufgerichtet wird. Und daß dem Dritten Reich bedeutet werden soll, die Zeit des Profitierens auf Kosten der westlichen Uneinigkeit sei vorbei.

Die italienischen Kommentare zur letzten Genfer Tagung bestanden in wohltdosierter Zufriedenheit. Aber man weiß nicht, was nachfolgt. Rom kann vor allem zufrieden sein, daß nicht der Antrag Argentiniens durchgegangen: Den Völkerbundsstaaten sei regelrecht verboten, die italienische Annektion Abessiniens anzuerkennen. Ein solches Verbot wurde vermieden... die Annäherung wurde Mussolini erleichtert. Vielleicht dankt der Duce für die goldene Brücke. Vielleicht aber „bedankt“ er sich für die gnädige Behandlungen in Europa abzuwarten und die Angel bereit zu legen, um dann im Trüben zu fischen. Die Locarnotagung wird, wie gesagt, erkennen lassen, was er im Sinn habe.

Man hätte sich unter der Versammlung in Genf nie ein wirkliches Parlament vorstellen sollen, das nun etwas beschlossen hätte, sondern nur eine „Beißer-Konferenz“, die